

KASUS

Kasuistische Fallsammlung des
Instituts für Erziehungswissenschaft der
Leibniz Universität Hannover

Andreas Wernet

Geschwisterliche Chancenungleichheit: Bildungsentscheidungen als „Familienangelegenheit“

I.

Eine sich regelmäßig bestätigende Erkenntnis der Bildungsforschung besteht in der Beobachtung, dass der Bildungserfolg von Schülerinnen und Schülern ganz wesentlich von ihrer sozialen Herkunft beeinflusst wird. So ist die Wahrscheinlichkeit für Schülerinnen und Schüler, deren Eltern über einen Studienabschluss verfügen, selbst ein Hochschulstudium zu absolvieren, deutlich höher als für diejenigen, deren Eltern keinen höheren Bildungsabschluss erreicht haben. Diese und vergleichbare Befunde haben zu der Sichtweise geführt, der Bildungserfolg bzw. -misserfolg stelle eigentlich nichts anderes als eine Reproduktion der sozialen Herkunft dar. Die Gesellschaft erweckt lediglich den Anschein, als würde dieser Erfolg durch schulische Leistungen erworben; in Wirklichkeit wird er „vererbt“. Aber wie hat man sich diesen Vorgang der Vererbung vorzustellen? Eine der einflussreichsten Erklärungen für diesen Mechanismus der Reproduktion sozialer Ungleichheit hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu mit seiner Theorie des „kulturellen Kapitals“ vorgelegt. Danach repräsentieren die Eltern einen ihrem sozialen Milieu entsprechenden Habitus; einen Lebensstil, den sie im Prozess der Sozialisation unmerklich an ihre Kinder weitergeben. Diese verfügen dann über eine kulturelle Ausstattung und Lebenshaltung, die ihnen wie selbstverständlich den Bildungserfolg ermöglicht bzw. versperrt. So naheliegend und suggestiv diese Erklärung ist, entgeht ihr doch ein entscheidendes Detail. Die familiäre Sozialisation vollzieht sich nicht als bloße Ausübung derjenigen Regeln und Prinzipien, die die soziale Lage vorgibt. Die Eltern handeln nicht als bloße Ausführungsorgane ihres sozialen Milieus. Sie handeln, davon unabhängig, auch als konkrete Personen. Im Prozess der familialen Interaktion entwickelt sich eine Beziehungsdynamik zwischen Eltern und Kindern, die gegenüber den milieubedingten Handlungsdispositionen eine eigenlogische Struktur entwickelt. Das könnte man vereinfacht auch folgendermaßen ausdrücken: die Gleichheit innerhalb einer sozialen Lage erzeugt nicht nur Ungleichheiten zwischen sozialen Lagen, sondern sie erfährt auch

milieuintern eine Brechung durch diejenige „Ungleichheit“, die sich durch die Individualität familialer Beziehungskonstellationen und -dynamiken herstellt. Die Familie ist nicht nur der Ort der Weitergabe eines sozialen Habitus; sie ist auch der Ort der Konstitution von Beziehungsrelationen, die sich unabhängig von sozialen Ungleichheitsdispositionen vollzieht. Die Weitergabe des sozialen Erbes erfolgt also nicht unmittelbar und ungebrochen; sie erfolgt vermittelt und gebrochen über die innerfamilialen Beziehungskonstellationen. Die sozialen Dispositionen mögen (ungefähr) gleich sein; aber die Art und Weise, wie diese Dispositionen sich in der konkreten familialen Interaktion artikulieren, ist individuell und verschieden. Diese Verschiedenheit, die theoriesystematisch zu einem ziemlich anspruchsvollen und nicht leicht nachvollziehbaren Modell der Autonomie familialer Interaktion führt, lässt sich durch einen Blick auf Geschwisterkonstellationen sehr einfach plausibilisieren. Denn würde das soziale Erbe unvermittelt und ungebrochen an die Kinder weitergegeben werden, würde sich also die soziale Lage im Prozess der Sozialisation einfach reproduzieren, müssten die sozialen Kräfte dieser Reproduktion auf die Kinder einer konkreten Familie in gleichem Maße einwirken. Unter sozialstruktureller Perspektive kann nichts weniger in Zweifel gezogen werden, als dass die soziale Lage von Geschwistern identisch ist. Unter familialer Perspektive wäre keine Aussage unsinniger als diejenige, die eine Gleichheit der geschwisterlichen Situation behaupten würde. M.a.W.: An kaum einem anderen Gegenstand kann man die These der Autonomie der Binnenlogik familialer Beziehungen gegenüber den Kräften sozialstruktureller Reproduktion besser plausibilisieren als an der Geschwisterbeziehung.

II.

Das möchte ich im Folgenden an einem Fall veranschaulichen, mit dem wir uns im Rahmen eines Forschungsprojekts zum Schüleraustausch beschäftigt haben. Wir gehen davon aus, dass die Teilnahme an einem Schüleraustausch eine privilegierte Praxis darstellt und dass ein den Schüleraustausch begünstigendes Milieu auf die Kinder denselben Einfluss nehmen müsste. In dem vorliegenden Fall einer vierköpfigen Familie verhält sich die Sache aber anders. Es handelt sich um eine Akademikerfamilie (beide Eltern sind Psychologen; der Vater arbeitet an der Universität, die Mutter hat eine eigene Praxis) mit einer dezidiert

internationalistischen Orientierung. Beide Kinder besuchen eine bilinguale Schule, Urlaubsfernenreisen sind eine Selbstverständlichkeit und im Familienbesitz befindet sich ein Haus auf den Canaren. Gleichwohl schlagen die Kinder in Sachen Schüleraustausch einen unterschiedlichen Weg ein. Während Tom (16) gerade einen einjährigen Schüleraustausch in Kanada vorbereitet, hat seine vier Jahre ältere Schwester Pia (20) sich gegen einen Schüleraustausch entschieden. Das wäre nicht weiter der Rede wert, wenn das Thema innerfamilial nicht so hoch aufgeladen wäre. Das zeigt sich in folgender Interviewpassage besonders deutlich: Die Eltern trennen sich als Tom 9 und Pia 13 Jahre alt sind. Im Alter von 16 zieht Pia zu ihrem Vater. Seither lebt Tom alleine mit seiner Mutter. Zum Zeitpunkt des Interviews studiert Pia Wirtschaftswissenschaft.

Interviewerin: ok, und äh war sie auch im ausland? oder...

Mutter: nein.

Interviewerin: und is das noch n' thema jetz im studium?

Mutter: sie redet manchmal davon aber=ä sie is (1) witzigerweise letztlich we:nige:r:, (4) weniger autonom als Tom*. (.) sie is vier jahre älter, aber sie is weniger autonom als Tom*, und ihr würd=ich es: (1) glaub=ich nich so zutraun wie dir; (.)

Tom: na=ich glaub f- am anfang würd es für sie doch deutlich schwerer; jetz langsam wird=s n' bisschen; dass sie auch ma irgendwo alleine hinfährt; oder so, (.) die wohnt auch noch bei meinem vater, //Fm: ah ja ok// un:d //Fw: mhm, (1) ä:hm:: (.) L ja ich glaube, J

Mutter: L aber sie war ja J (.) sie war kurz in neuseeland (.) //T: ja// wollte ja auch länger bleiben, L (.) J

Tom: L aber nich alleine; J immer mit freundin.

Wir können an dieser Interviewsequenz sehr schön die beziehungs-dynamisch gestiftete innerfamiliale „Ungleichheit“ studieren. Das betrifft zunächst die Mutter und ihr Verhältnis zu ihren Kindern. Offensichtlich entspricht Toms Lebenshaltung ihren Erwartungen, während ihre Tochter ihr Sorgen bereitet. In ihren Augen ist Tom derjenige, der sich weltoffen und weltzugewandt zeigt, während sie Pia, obwohl sie die Ältere ist, mit einem

Autonomiedefizit belastet sieht. Nicht nur, dass Pia die polyglotte Haltung der Mutter nicht in demselben Maße übernommen hat wie Tom; die Mutter sieht über diesen Sachverhalt hinaus ihre Tochter als „Sorgenkind“. Die Enttäuschung über den Lebensweg der Tochter ist also nicht (nur) auf jener lakonisch-oberflächlichen Ebene angesiedelt, auf der man die Nichterfüllung der immer auch nicht ganz ernst gemeinten Wünsche bezüglich der Kinder mit einem gewissen Bedauern kommentiert („Ich hätte es schön gefunden, wenn Pia auch Psychologie studiert hätte.“), sondern es handelt sich um eine tiefe Sorge um die Lebenstüchtigkeit („Autonomie“) der Tochter. Ganz anders fällt ihre Sichtweise auf ihren Sohn aus. Offensichtlich erfüllt dieser die Erwartungen der Mutter. Aber darüber hinaus findet in dem Familieninterview eine eigentümliche Adressierung statt. Sie sagt der Interviewerin nicht nur, dass sie Tom mehr zutraut als Pia; sie wendet sich dabei direkt an ihren Sohn (wie dir). Damit macht sie ihn zum Vertrauten, zum Verbündeten, zum Partner. Sie bringt nicht nur zum Ausdruck, dass Toms Lebenshaltung ihren mütterlichen Erwartungen mehr entspricht als Pias; sie stiftet darüber hinaus eine Allianz mit ihrem Sohn bzw. „verführt“ ihn zu einer Allianz mit ihr.

zeigen, dass er dieser Verführung der Mutter zu einer exklusiven Beziehung zu ihr erliegt. Als spräche er über ein Kind, bescheinigt er der vier Jahre älteren Schwester, dass sie „auch ma irgendwo alleine hinfährt“. Wüssten wir nicht, dass Tom Pias Bruder ist, müssten wir vermuten, dass hier der Vater spricht. Insofern folgt Tom der Partnerschaftseinladung der Mutter. Er nimmt keine geschwisterlich-solidarische Haltung ein (indem er etwa zu diesem Thema schweigt oder seine Schwester explizit in Schutz nimmt: „Pia hat halt andere Stärken“), sondern eine solidarische Haltung zur Mutter („Über unsere Pia machen wir uns Sorgen“). Gegenüber seiner Schwester bildet er mit der Mutter ein Paar. Berücksichtigen wir, dass Tom bei seiner Mutter lebt, Pia bei ihrem Vater, kommt der wechselseitig dyadischen Orientierung von Tom und seiner Mutter eine gewisse Selbstverständlichkeit zu. In dieser Lebenskonstellation könnte man vermuten, dass Pia sowohl für ihre Mutter als auch für ihren Bruder an Orientierungsbedeutsamkeit verloren hat. Das Gegenteil ist der Fall. Wir haben schon bei der Mutter gesehen, dass Pia, wenn auch als Sorgenkind, große Aufmerksamkeit genießt. Bei Tom verhält es sich ähnlich. Allerdings ist sein Verhältnis zu seiner Schwester durch eine auffällige Aggressivität geprägt. Die Disqualifikationen gehen so weit, dass er Pia symbolisch die Geschwisterschaft kündigt: „die wohnt auch noch bei meinem (!) vater“.

Den Vater reklamiert er für sich. Offensichtlich befindet sich Tom in der alltagsweltlichen und lebenspraktischen Mutter-Sohn-Dyade, die durch die Trennung der Eltern und durch die Entscheidung von Pia, bei ihrem Vater zu wohnen, entstanden ist, nicht in einer ruhigen und entspannten Situation. Eifersüchtig missgönnt er Pia deren Vater-Tochter-Dyade. Diese familialen Beziehungsdynamiken sind nun in Sachen Schüleraustausch von zentraler Bedeutung. Beide Jugendliche befinden sich diesbezüglich in einer privilegierten Situation. Sowohl ökonomisch als auch kulturell sind Pia und Tom dazu prädestiniert, an einem Schüleraustausch teilzunehmen. Wir sehen aber auch, dass dieses Privileg ihrer sozialen Lage sich konkret durch die Wünsche und Erwartungen der Mutter artikuliert. Diesen gegenüber befinden sich die Kinder nicht in einer gleichen, sondern in einer grundlegend ungleichen Lage. In dem hier vorgestellten Fall will Pia den Wünschen und Erwartungen der Mutter nicht folgen. Eher hat es den Anschein, als wolle sie sich in einem Prozess der subjektiven Autonomiegewinnung den mütterlichen Ansprüchen entziehen. Sie handelt also in der Logik einer Erwartungsenttäuschung. Damit bereitet sie ihrem Bruder Tom gleichsam die Bühne, auf der er die Rolle des mustergültigen Sohnes einnehmen kann. Und es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, dass die Art und Weise, wie er bereitwillig das mütterliche Erbe antritt, auch und vor allem dem Motiv geschuldet ist, die Schwester übertrumpfen zu wollen.

Stellen wir in Rechnung, dass dieses Übertrumpfen dem ödipalen Motiv der Mutter-Sohn-Dyade geschuldet ist und die Eifersucht gegenüber der Schwester der Vater-Tochter-Dyade gilt, lässt sich unsere These präzisieren: Die Kräfte der sozialen Reproduktion, die auch und gerade die Bildungsentscheidungen prädeterninieren, wirken auf das Subjekt nicht unvermittelt ein. Sie erreichen das Subjekt lediglich vermittelt über seine Stellung in der ödipalen Triade. Die vorangehenden Ausführungen wollen in keinster Weise die Wirkmächtigkeit der Kräfte sozialer Reproduktion in Frage stellen. Die Annahme, dass die Individuen diesen sozialen Kräften in gleichem Maße ausgesetzt sind, ist kaum zu bestreiten. Aber die Wirkung dieser Kräfte ist keine mechanische. Denn es ist auch nicht zu bestreiten, dass sich die Individuen je eigen zu diesen Kräften verhalten. Sie segeln mit dem Wind oder kreuzen gegen ihn; sie nutzen sein Potential besser oder schlechter; sie wählen einen direkten oder einen umwegigen Kurs. Erst wenn wir den Aspekt dieser subjektiven Selbstpositionierung in Rechnung stellen, gewinnen wir ein angemessenes Verständnis für

das Zusammenspiel objektiver und subjektiver Faktoren, dem die Bildungsentscheidungen unterliegen. Dabei stellt die Rekonstruktion der subjektiven Faktoren eine große forschungslogische und theoretische Herausforderung dar. Gerade der Blick auf Geschwisterkonstellationen zeigt, dass der familialen Beziehungsdynamik für das Verständnis subjektiver Bildungsdispositionen eine Schlüsselrolle zukommt.